

Biogr. erud.
1634, 20

Vit. erud. Jing. 1125 al.

Christoph Mathe.

Eine Gedächtnißschrift.

Verfaßt

von

D. Imanuel Gottlieb Knebel.



Aus der N. Laus. Mon. Schr., April 1807.
besonders abgedruckt.

Görlitz,

auf Kosten der K. S. DL. Ges. der Wissensch.

1784

Ein Briefwechsel

1784

1784

1784

1784

1784

1784

Christoph Mathe.

Eine Gedächtnißschrift. *)

Wenn ich gleich beim Anfang dieses Versuchs über einen Mann, den wir gern noch fester mit

*) Diese Schilderung war, wie sich aus ihr selbst ergiebt, aber doch auch vorweg bemerkt werden muß, zu der gewöhnlichen Vorlesung in der gesellschaftlichen Frühjahrsversammlung bestimmt. Die gegenwärtig lastenden Kriegsunruhen stehen dieser Zusammenkunft

uns verbunden hätten, *) gestehe, daß ich schon

im Wege; wie bald der sehnliche Wunsch des Menschenfreundes nach einem festen, dauerhaften Frieden möchte befriedigt werden, ist ungewiß. Die Gesellschaft hat im Laufe der letzten zwei oder drei Jahre einige Glieder aus ihrer Mitte, das Vaterland einige Männer verloren, deren Platz nicht sogleich ersetzt, deren Verdienst nun ihre Mitbürger nicht alsbald durch größere Verdienste der Hinterbliebenen verdunkelt ward. Die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Todten späterhin erst zu üben, gebot nichts: es gab eher Gründe, ungesäumt dem Andenken eines Jeden einige Blätter dieser Zeitschrift zu widmen. Dieß geschieht hier im Bezug auf den Mann, dessen Name dem Versuche vorkommt. Nur eine kleine Skizze seines Lebens, Seyns und Wirkens suche man hier, keine vollständige Biographie. Und damit der Leser daran erinnert werde schon durch die Form selbst, bleibe diese unverändert so, wie sie eigentlich nur für die Hörer bestimmt war, die den freundschaftlichen, zur Kultur der Wissenschaften verbundenen Cirkel bilden.

*) Sie erinnern sich hier an seine Trennung von

vor mehrern Jahren den Gedanken einen Augenblick verfolgte, wenn meines Freundes Hülle der Erde zuerst übergeben würde, als der Beschreiber seines Lebens ihm den Dank zu zollen, den ich ihm für einen großen Antheil an meiner Bildung schuldig bin; — ein Gedanke, den ich vor ihm, den er zunächst betraf, nicht verbarg: — so lege ich dieß Geständniß ab, um zugleich frey zu bekennen, daß ich die Unmöglichkeit der Ausführung erkannte in derselben Zeit, da ich mich durch die Anhörung von Rathe's Lebensgeschichte, von der Beurtheilung seiner Person und seiner Schicksale aus seinem eignen Munde, gleichsam mit seinem Vorwissen, seiner Billigung und Genehmigung, dazu vorbereitete. Ich überzeugte mich davon mehr, je weiter diese Vorbereitung, durch die Vergleichung der Erzählungen des Verstorbenen über vergangne, seiner Schilderungen, Betrachtungen, Ansichten, Beurtheilungen über gegenwärtige Begebenhei-

der Gesellschaft, vor einigen Jahren, die zwar aus Unzufriedenheit über von ihm nicht ganz gebilligte Vorfällenheiten entsprang, aber keine Abneigung gegen die Gesellschaft überhaupt erzeugte, der er, bey veränderten Verhältnissen, wieder bezutreten entschlossen war.

ten und Menschen, einerseits mit dem vor mir liegenden, unter meinen Augen sich entwickelnden Leben, andererseits mit den mannichfaltigen und höchst verschiedenen Urtheilen der andern Menschen über ihn, begünstigt und gefördert, zum Schluß gedieh. Es ist nicht so widersinnig, als es auf den ersten Augenblick scheint, wenn man aus sagt, daß die, vorzüglich durch die eignen Darstellungen einer Person, erlangten Kenntnisse der einzelnen, kleinsten Begebenheiten ihres Lebens, die Übersicht des Ganzen sehr erschweren, das Getriebe, aus dem Thun und Lassen, alle und jede Handlungen sich entwickeln, gleichsam verdecken, und den Entwurf einer treuen Biographie, wenn auch nicht zur Unmöglichkeit hinansteigern, doch als eine Beschäftigung erkennen lassen, die zwar nützlich in manchen Rücksichten für viele Leser, aber leicht höchst schwierig, beunruhigend und gefährlich für den Verfasser werden kann. Ist nicht das Herz des Menschen — das Innere — in das erschaffene Wesen nicht vermögen zu dringen. — Doch die Gründe für die tiefe Wahrheit eines nur anscheinenden Paradoxons entwickle der Zuhörer in sich selbst: ich lege hier nur mein offnes Bekenntniß ab, daß mein Vorsatz schwand, je länger ich im freundschaftlichen Umgang mit Rathen lebte; noch mehr, da endlich Verhält-

nisse eintraten, die mirs lieb machten, daß ich durch nichts zur Ausführung verpflichtet war, Verhältnisse, die Schweigen zu gebieten scheinen.

Nun erst studirte ich den seltenen Menschen, der dem Psychologen eine reiche Ausbeute gewährte, unbefangner, suchte mich seines Wesens in der Idee zu bemeistern und Verkärter, noch hatte ich Deinen Geist nicht ganz gefaßt, noch hattest Du für mich unbeschauten Seiten, die ich genau betrachten mußte, ehe ich, daß ich Dich erkannte, hoffen durfte, da starbst Du. Ich sah Deinen Austritt aus der Welt, drückte Dein Auge zu und erfüllte so mit bebenden Herzen die bitter süße Pflicht, die abhold scheinend dem schönen Gefühl der Freundschaft, doch mehr als etwas Andres den Boden befruchtet, dem die zartesten, edelsten Hoffnungen des Menschen entspringen sollen! — Wie gern hätte ich die Tage meines Freundes verlängert. Aber Gram und Sehnsucht des Freundes, seine Wünsche und Thränen, sein Trauern und sein Jammer — sie wirken nichts auf den Gang und die unabänderlichen Schicksale des Menschen, wecken nicht die Todten im Grabe. Doch die lebendige Seele, die noch über der Erde wallen soll — sie kennt zwar nicht den Gedanken an Vergänglichkeit, und haßt eine Vorstellung, die

sich ihr, in Kummer gebeugt, aufzubringen droht,
 — diese Seele bedarf solcher Ergießungen, um
 Muth zur Fortdauer, zum Hinterbleiben zu er-
 halten, das ihr in den Augenblicken kaum wün-
 schenswerth erscheint, da ihr das Liebste, Beste,
 Höchste, der Freund, entrisen wird.

Schon lange schläft der edle Mann unter
 dem bemoosten Erdenhügel, und noch ist keine
 Pflanze von Freundes Hand auf sein Grab ge-
 senkt. Sie haben ihn nicht vergessen, sie wer-
 den ihn, den Theuern, ehren, den Trefflichen
 durch ein Denkmal, das sie selbst ehrt, und die
 ihm so nah Verbundnen als seiner Würdige
 zeigt. Was ich in einer ruhigen Stunde, sei-
 nem Andenken geweiht, aus seinem Leben, von
 seinem Wesen mir vorstellte, das sey hier ge-
 schrieben und gesprochen. Denn daß eines Je-
 den Andenken gefeyert werde, ist Pflicht in der
 vaterländischen Verbindung von Kennern und
 Freunden der Wissenschaften, an deren Beschäf-
 tigungen auch Er seinen Theil hatte. Als
 Entledigung der obliegenden Pflicht, die un-
 serm Verein im Lauf eines Jahres Entrißnen
 nicht bloß namentlich anzuzeigen, wenn wir sie
 weiter kennen, betrachten Sie diese Arbeit. Sie
 sey der irdne Aschenkrug, der nur so lange den
 Grabhügel des Edlen bezeichne, bis das bessere

Denkmal den Ort ziert, der die Asche des Verbliebenen birgt.

Zehn Jahre und drüber lebte ich mit dem Verstorbenen in naher Verbindung; mehr als fünf Jahre war ich sein Arzt, sein täglicher Gesellschafter, sein Vertrauter. Ich habe ihn gekannt, und durch die freymüthigsten Bemerkungen über alles, was ich an ihm sah, ihn selbst, das hohe Interesse, das ich an ihm nahm, unbesorgt verrathen. Meine Schilderung soll wahr seyn, so weit dieß meine Individualität gestattet. Wäre sie untreu, wahrlich! so ist die Schuld nur mein; denn mein Freund durfte das hellste Licht nie scheuen, und war offen. —

Mensch zu seyn, im edelsten Sinne, im größten Umfange des Wortes, das war sein stetes Bestreben, vom ersten Lebenshauch an, bis zu dem Augenblick, da die Seele in den Schoos der Ewigkeit zurückging, aus dem sie entsprungen war. Er kannte kein größeres Verdienst, kein höheres Streben, als die Pflichterfüllung, die als Gesetz aus dem Wesen der Humanität, und der, als letzter Zweck der Menschheit anzusehenden Sittlichkeit hervorging. Darauf bezog sich sein Thun, sein Lassen, daraus schöpfte er alle Beweggründe seines Handelns. Sich zur höchsten Rechtlichkeit auszubilden, war

stets seine vorzüglichste, seine einzige Sorge. Es mag wohl nur wenig Menschen geben, die bey so vielen natürlichen Anlagen zur menschlichen Vollkommenheit, noch mit so ungemeinem Fleiß an ihrer Ausbildung arbeiten, jede Mühe, jede Anstrengung so wenig scheuen, vor den in Vieler Augen so großen Aufopferungen, zu denen das Ringen nach Moralität auffordert, so wenig zurückbeben, als dieß bey unserm Rathe zu beobachten war: die in jedem Fortschritt nur neue Veranlassungen erblicken, sich das weite Ziel immer noch weiter hinauszurücken, die nicht mit selbstgefälliger Gnügsamkeit auf den zurückgelegten Weg schauen, sondern mit bescheidner Ungeduld, mit überlegtem Eifer nur die Bahn im Auge haben, die sich zu verlängern scheint, je weiter man sie verfolgt, jene Bahn, die den Menschen zu seinem letzten Zwecke führt, den er, Sterbliche wissen nicht wo, doch gewiß einmal erreicht, wenn er die Dornen nicht scheut, die ihm nur lüsterne Sinnlichkeit schmerzhafter, gefährlicher und quälender darstellen, als Muth und Entschlossenheit sie wirklich erkennen lassen. Ist dieß Streben ein Verdienst, — aber nur welche, verwöhnte Sinnlichkeit kann es dafür erkennen, und unser Freund rechnete es sich nicht zu; nur die Schwächern, von denen auch ich

mich nicht ausschließen mag, dürfen diesen Gesichtspunkt einen Augenblick verfolgen — so soll das Verdienst unsers Rathe dadurch nicht geschmälert werden, daß wir ihm entschieden große Anlagen, dieß Verdienst sich zu erwerben, zuschreiben. Aber wir müssen an diese Anlagen denken, einmal, weil das schwache Herz Trost bedarf und leicht muthlos wird, wenn es sich unter schweren Kämpfen doch noch viel weiter entfernt vom Ziel erblickt, als andre, deren leichteres Streben ein besserer Erfolg zu lohnen scheint, und dann auch darum, daß wir die Härte im Urtheil des Verstorbenen über die moralischen Handlungen anderer Menschen, seine Härte im Betragen gegen sie, aus der rechten Quelle ableiten, und nicht für eine Ausgeburt inhumanen egoistischen Sinnes erachten. Ein Irrthum, eine Verwechslung, die so leicht möglich, und wenn wir dem Menschen seine Stelle unter uns bestimmen, wenn wir seinen Werth zur Lehre für uns erwägen wollen, doch so gefährlich ist. Nicht, weil er sich für besser, edler, näher an der Vollkommenheit hielt, sondern weil ihm der erfahrungsmäßige Begriff fehlte, wie sehr schwer es für den größten Theil ganz verschieden geschaffener, ganz anders gebildeter und anders erzogener Menschen sey, bis an die Stufen moralischer Ausbildung zu

gelangen, auf denen er stand, nur darum war
 das Urtheil über seine Mitbrüder öfters weni-
 ger mild, als es dem Munde entkommt, der,
 um die Tugend zu erringen, seine physische,
 dagegen doch nur durch verkehrte Leitung gleich-
 sam stracks anstrebende Natur fast vernichten
 muß. Nie nährte das weiche Herz des wirk-
 lich edeln Todten auch nur einen fast unsicht-
 baren Keim menschenfeindlichen Gefühls. O,
 wie hat man Dir weh gethan, Eheuerster! wenn
 man Dich deß beschuldigte, wenn man Dir Re-
 gungen, Triebe, Neigungen aufbürdete, die Du
 nie kanntest! Rathe war so weit von Egois-
 mus und den aus diesem häßlichen Laster ent-
 springenden Untugenden entfernt, daß, will
 man ihn eines Fehlers zeihen, man ihm eher
 den entgegengesetzten aufbürden könnte: den
 der moralischen Profelytenmacheren. So wie
 der Mann, dem die gütige Natur ein heitres
 und doch nicht wildes Temperament geschenkt
 hatte, menschliche Gesellschaft sehr liebte, such-
 te und hochschätzte, so wie er nie die Schran-
 ken übersah, nie den Kreis übersprang, den
 Moralität um alles menschliche Wollen, Thun
 und Treiben gezogen haben will, war es auch
 sein stetes Anliegen, besonders die jüngere Welt
 mit den Anforderungen der Sittlichkeit an je-
 des menschliche Wesen, und der Weise, ihnen

am besten, leichtesten, sichersten und zweckmäßigsten Gnüge zu leisten, bekannt zu machen. Dieser Trieb war so stark, daß Rathe, wenn die zu bessernde Person diese Anstrengung und Hingebung von seiner Seite verdiente, eher lässig durch vermahnende Raisonnements zu werden, als der entgegenstrebenden Sinnlichkeit nachzugeben, entschlossen war. Wo er etwas auszurichten hoffte, sah er auch lange keinen entsprechenden Erfolg für seine Bemühungen, da ermüdete er in den letzten nicht so bald. Seine Begriffe von Tugend und Pflicht waren äusserst streng: eben so sein Begriff von der Freundschaft, deren Rechten und Pflichten. Er lebte für seine Freunde, — nicht sowohl für die durch Blut ihm verwandten, die er ehrte und nie vergaß, aber als Freunde bey der niedrigen Stufe intellectueller Bildung, auf der stehen zu bleiben, das Geschick ihnen befohlen hatte, kaum betrachten konnte: sondern für die, in denen er Geistesverwandte erblickte, Menschen, die das Leben und den Zweck des Menschen nicht auf die Bewegung des irdischen, vergänglichen Gebäudes beschränkten, sondern das Höhere ahneten, dem jede edle Seele sehnsuchtsvoll entgegenblickt. Diesen Freunden war er alles, that ihnen, was er konnte, opferte sich gern auf, nicht eben sehr zuvorkommend und

mit Wiederholung ihrer Forderungen von ihm an sie selbst. Das forderte er mit Nachdruck, übersah wohl kleine Hindernisse, die andre weniger isolirt und minder büraerlich selbstständig lebende, in den gesellschaftlichen Verhältnissen fanden, und diesem Verhältniß zu gefallen betrachteten: er ward dann hart, betief sich auf sein strenges Recht zu gleichen Forderungen und Aufopferungen, sagte seine Gedanken unverholen einem jeden, wer es auch war, und zog sich völlig zurück, wenn alle Erläuterungen vergebens waren, und ging seinen Weg für sich. Darum wurde er so fast allgemein verkannt, darum hielt man ihn so durchgehends für selbstsüchtig. Und er wars nicht, denn sein Herz lit bey jeder Trennung von einem Freunde schmerzlich, es blieb für jeden offen, alle vereinigten sich wieder mit ihm nach wechselseitig erkannten Fehlern und Gebrechen: ich sage nach wechselseitig erkannten, denn er wußte, daß er hart und streng, zuweilen mehr, als die Menschlichkeit es erlaubte oder forderte, urtheilte.

Soll ich diesem ganz menschlichen Herzen, diesem redlichen Character noch eine Lobrede halten? Gewiß, dieser bedarf es nicht, um uns allen sein Andenken lieb und theuer, sein Bild unvergeßlich und steter Verehrung werth zu machen.

„ Seine religiösen Ansichten veränderte er
 „ einigemal, blieb aber in den letzten Jahren
 „ fest bey der Überzeugung, es ist ein Gott, ich
 „ bin individuell = unsterblich und muß meine
 „ Pflicht thun, ohne jede Rücksicht, bloß, weil
 „ es meine Pflicht ist. — Er war überzeugt
 „ von der Einwirkung höherer Wesen auf uns,
 „ von der leisen, unsichtbaren Annäherung ver-
 „ storbner Freunde und von den ganz besondern
 „ Belehrungen, Winken, Zurechtweisungen durch
 „ Umstände, die man im gemeinen Leben Zufall
 „ nennt. “ *)

*) Diese Stelle ist vom Hrn. D. Anton, auch
 einem vieljährigen vertrauten Freunde Na-
 the's, beygefügt, und von mir darum wört-
 lich aufgenommen worden, weil ich diesen
 über die individuelle Unsterblichkeit in
 seinen letzten Lebensjahren, wo er nicht
 in Görlitz war, weiter nicht mehr sprach,
 und über den letzten Gegenstand, die Geis-
 ternähe zc. nie so bestimmt absprechen
 hörte, als Herr D. Anton. Mir schien
 er darüber nicht ganz im Reinen mit sich
 selbst zu seyn: oder vielleicht duldete er
 nur meine, seinen Vorstellungen entgegen-

stehende Meinung darum, weil alles psychologische und pneumatologische verschiedene Deutungen gestattet und eine jede doch ihre nicht ganz unzu beachtenden Gründe aufstellen kann: vielleicht spricht für die Angabe des Hrn. D. Anton, von Rathe's Glauben an die Verbindung fesselloser Geister mit Menschen, die Abneigung des Verstorbenen gegen die Geschlechtsliebe und der damit zusammenhängende paradoxe Gedanke, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo das Menschengeschlecht keiner Geschlechtsliebe bedürfen und dennoch bestehen, sich fortpflanzen werde: ein Gedanke, den er sich und andern zwar nie ganz deutlich machen, der ihm aber so lieb geworden war, daß er ihn, wie man auch mit physischen und psychologischen Beweisen dagegen anstremmte, nie ganz fahren lassen konnte.

Wollen Sie auch an die Hauptbegebenheiten seines Lebens erinnert seyn? Ich weiß dem, was D t t o *) davon aufgezeichnet hat,

*) Lexikon der Oberlaus. Schriftsteller und Künstler, 2r Bd. S. 678 fg. — Vergl. Hr. M. Jancke, in der N. Laus. MSchr. 1806. b. S. 356 fg.

nur wenig zuzusetzen. Doch darf ich auch nicht ganz davon schweigen.

Mathe ward geboren im Bauernstande am 3. Jan. 1753 zu Niederbiela. Seine Mutter, eine Frau recht und schlecht, erreichte daselbst ein hohes Alter, und starb nur erst kurz vor dem Sohne, den sie nicht faßte, aber liebte, der sie mit Verstand behandelte, kindlich achtete, werthschätzte und aufs theilnehmendste unterstützte, ganz so weit, als sie es bedurfte. Er besuchte sie gewöhnlich alljährlich einmal, seit sie nicht mehr zu ihm kommen konnte; sorgte für die Bequemlichkeiten ihres Lebens, und wollte mit eignen Augen sehen, wiefern diejenigen seinen Wünschen, Erwartungen, Einrichtungen nachkamen, denen die Verpflegung der sehr alten, und zuletzt fast ganz blinden und tauben Mutter anvertraut werden mußte. Seinen Vater verlor er früher. Beyde Ältern konnten den Knaben nicht erziehen; er bildete sich selbst, und erinnerte sich in seinen spätesten Jahren noch mit Freude der enthusiastischen Abhänglichkeit an die freye Natur in seinen frühesten Kinderjahren, und an seinen Hang, nicht blos Wald und Baumgruppen zu sehen, zu bewundern, sondern auch zuerst mit kleinen Stäbchen in den an den Reiskufeln überflüssigen Sand, dann aber aufs Papier zu malen.

So ganz angeboren war ihm die Liebe zur zeichnenden Kunst, die ihn auch nie verließ, ja mehr fesselte, je länger er lebte. Er erhielt darinn nicht eher Unterricht und Anweisung, als bis man ihn nach Görlitz ins Gymnasium brachte. Dazu wurden seine Eltern vermocht, durch etwas Latein und Musik, die er bey dem Schulmeister seines Geburtsorts mit mehr Liebe, Fleiß und bessern Fortschritten lernte, als seine Gefährten. Der noch lebende würdige Schulz in Riesky, der damals in Görlitz wohnte, wurde der erste Mentor des fähigen Knaben, und leitete dessen Neigung für zeichnende Künste, so weit es die verschiedenen Verhältnisse beyder gestatteten. Diese Beschäftigungen gingen Mathen damals schon über alles; doch vernachlässigte er auch die Humaniora nicht, und lernte brav lateinisch, griechisch u. s. f. Er kam nach Leipzig. Dort wurde Hser sein Lehrer, unter dessen Anleitung er sich vortheilhaft entwickelte. Er lebte blos für die zeichnenden Künste, widmete sich diesen ganz; und gewann durch seine entschiedne Vorliebe dafür, so wie durch seine Fortschritte in der Ausbildung für sie, sobald er in sein Vaterland zurückkehrte, die Achtung der als Kunstkenner und Kunstliebhaber verehrten Herren von Schachmann, von Meyer und von Gersdorf. Der erste war selbst

ausübender Künstler, und wirkte dadurch besonders vortheilhaft auf Rathen; die beyden andern wußten seinen Geschmack an den Künsten auf mannichfaltigen Wegen aufzumuntern, und trugen theils durch Untersuchungen und Gespräche, theils durch ihre ausgebreiteten Kenntnisse in den Gebieten der Naturgeschichte, Physik u. s. f., theils durch die Wahl zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen in den Harz und die Schweiz, theils durch den ohne allen Zwang ihm zugestandenen Aufenthalt in ihren Wohnorten, theils durch eine Menge Kunstarbeiten, die sie für sich fertigen ließen u. s. f. zur vollständigen Entwicklung seines Kunsttalents nicht wenig bey. Den lebhaftesten Anstoß bekam er durch Bachs *καὶ ἔγω ἐν Αἰκαδία*, das er mehreremale mit großer Liebe kopirte. Er hing sich mit ganzer Seele an dieß treffliche Gemählde, und verließ die Manier, die er aus diesem Blatte geschöpft hatte, nur erst wenige Jahre vor seinem Tode, da ihn wiederholte Reisen ins Riesengebirge, und sein rastloses Studium der Kunst, auf einen andern Weg und zu einer mehr freyen, und doch nicht minder freyen Behandlung der Natur leiteten. Im Jahr 1787 ward er als Zeichenmeister am Görlitzischen Gymnasio angestellt, fixirte sich also in Görlitz, und wohnte auch, nachdem er jenes

Amt niedergelegt hatte, noch einige Jahre all-
 hier. Er verheirathete sich 1795 mit Fräul.
 Johanne Karoline von Meyer, aus dem
 Hause Schnellförthel, einer seiner besten Schü-
 lerin nicht nur, sondern einem in jeder Hinsicht
 trefflichen Weibe, deren Andenken in den Her-
 zen Aller ewig heilig und unvergänglich seyn
 wird, die das Glück ihrer nähern Bekanntschaft
 genossen. Nur drey Jahr währte die Ehe:
 mit einer fast beyspiellosen Hingebung, Ruhe
 und Größe folgte eine der Edelsten ihres Ge-
 schlechts der einzigen Tochter, mit der ihre Ehe
 gesegnet war, im Austritt aus der Welt. Na-
 the fühlte die Größe seines Verlusts, den er
 demohngeachtet als Mann trug. Er hatte
 mit seiner Gattin als Mann, Vater und Künst-
 ler glücklich gelebt: so selten er von ihr und
 über sie sprach, so war sie ihm doch unverges-
 sen, sein ganzes Leben hindurch huldigte er ihr
 mit tiefgefühlter Achtung, und pflegte das An-
 denken mit einer Zartheit, die ins hellste Licht
 setzte, wie sehr ihm seine Gattin seine vertrau-
 teste Freundin gewesen war. Nach und nach
 fing er an, sich in Görlitz zu mißfallen, beson-
 ders wurde ihm seine ökonomische Lage höchst
 beschwerlich und unerträglich. Auch in Mes-
 sersdorf und Grenzdorf befand er sich nicht
 ganz seinen Wünschen gemäß, darum zog er

endlich nach Lauban, woselbst er seine letzten Lebensjahre glücklich und als ein freyer Mann verlebte. Zweymal besuchte er die sächsische Schweiz auf mehrere Wochen, und mit einem fast ungeheuern Fleiß trachtete er diese Gegenden für seine Portefeuillen zu erschöpfen; Gegenden, die, nach seinem Geständniß, fast mehr als jede andre von einem ähnlich kleinen Umfang, unüberschwenglich reich an Gegenständen sind für seine Kunst, für die mahlerische Darstellung der außermenschlichen Natur unsers Erdballs, die man unter dem Namen der Landschaftsmalerey zu eng begränzt. Nur auf Augenblicke besuchte er ein Jahr vor seinem Tode sein geliebtes, ihm so bekanntes Riesengebirge, das er Reisende, mit Nutzen zu betrachten, in einem kleinen Werkchen lehrte, *) dem zur Verständlichkeit Horizonte, zur Zierde Darstellungen interessanter Ansichten und Punkte beyge-

*) Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs, 1806. 8. Die Chalcographische Gesellschaft veranlaßte ihn zu dem ganzen Unternehmen, und nur erst, als sie sich trennte, kam dieß an das Industriecomptoir, das aber die Wünsche des Künstlers noch weit weniger erfüllte, als die erstgenannte Gesellschaft.

geben sind, die, so meisterhaft der Zeichner dieselben auch gearbeitet hatte, doch als Kupferwerke seinem feinen künstlichen Geschmack keine Billigung entlockten. Die große Ruhe, die er in Lauban genoß, verwendete er zu rastlosen mahlerischen Arbeiten. Auch in seiner ästhetischen, wie in der moralischen Ausbildung mochte er nie stehen bleiben, und gnügte sich weniger, je weiter er vorschritt. Dieß unaufhörliche Streben untergrub seine schon schwächliche Gesundheit. Seit dem Tode seiner Gattin fühlte er, als Rückbleibsel einer damals (1798) beginnenden, aber doch ziemlich gehobnen Art von Lungenschwindsucht, immerwährend ein Hinderniß des freyen Athmens in der Brust. Auf einem Besuch in Schadewalde überfiel ihn eine Lungenentzündung, bey deren Entstehen sich die unverkennbarsten Spuren von sehr großen Zerstörungen in jenen Organen zu Tage legten, an deren nächsten Folgen er nach einem kurzen, doch sehr schweren Krankenlager, am 10. Dec. 1806 die Welt verließ. Die Seelenruhe und Seelengröße, die jeden Schritt des Weisen bezeichnen, das Wesen des Weisen darstellen, und sein Leben zieren, verließen ihn in diesen Stunden harter Prüfung nie.

Mathe war mäßig groß von Wuchs, eher klein, aber regelmäßig gebildet und sehr ange-

nehm. Eine männlich frohe, freundlich ernst-
 hafte Miene belebte das in seinen Umrissen we-
 der zu scharfe noch zu stumpfe Gesicht. Seine
 ganze Bildung und Haltung sprach sehr zu sei-
 nem Vortheil, denn auch seinen Körper hatte
 er sehr ausgebildet, so wie er seinen Geist im
 klassischen Alterthum genährt, nicht minder durch
 die Schätze neuerer Gelehrten bereichert hatte.
 Das mehreste Anziehende für ihn hatte in seinen
 männlichen Jahren das Studium der Kantischen
 Philosophie, nach der er auch seine theoreti-
 schen Ansichten von seiner Kunst formte. Nächste
 dieser verstand er auch die Musik gründlich, so
 wie er nicht gemeine Fertigkeiten im Instrumen-
 tenbau hatte. Doch hier sey es genug; wir
 kannten ihn nicht bloß als den lehrreichen, lie-
 benswürdigen Gesellschafter, sondern auch als
 den treuesten Freund und edlen Menschen, der
 uns immer lieb bleiben wird. „Er war ein
 „edler Mensch,“ — so schließt der Redner
 einer Todtenfeyer, die auch für unsern Rathe
 galt, — „aber streng in seinen Grundsätzen.
 „Seine moralische Bildung gab ihm keine
 „Schule, kein System, keine bürgerliche Ver-
 „fassung; er gab sich sie selbst; die Natur
 „war auch hier seine Lehrerin; daher gieng er
 „auf keine Eudämonie aus. Doch, er handel-
 „te nicht darum moralisch gut, um einst belohnt

„ zu werden: eben so wenig that er es, um in
 „ den Augen der Welt nicht zu verlieren, —
 „ eine Tugend, die nur verlarvter Stolz ist.
 „ Erst in spätern Jahren machte er sich die
 „ Kantischen Lehren ganz und so zu eigen, daß
 „ er fast jede seiner Handlungen, jedes, was
 „ ein andrer thun wollte, erst prüfte, ob und
 „ wie weit es mit den Kantischen Grundsätzen
 „ übereinstimme. Dadurch ward er ein zu stren-
 „ ger Richter. Er vergaß alles, nur nicht die
 „ Beleidigung der Wahrheit und Tugend; aber
 „ er haßte auch den nicht, den er vermeiden zu
 „ müssen glaubte. Dadurch erwarb er sich
 „ manchen Feind. Andre, die ihn nicht zu ver-
 „ stehen, nicht zu fassen vermochten, hielten ihn
 „ für einen Sonderling, und fanden das, was
 „ sie Eigenheiten nannten, lächerlich. — Er
 „ war der wärmste Freund seiner Freunde; sie
 „ weinten alle um ihn, denn der Verlust war
 „ schmerzhaft. “



Biogr. ar. D 1634, 20

